

Predigt vom 23. März 2025 in der Stadtkirche Aarau

1. Lesung: Mt 20,1-16 (auszugsweise)

Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsbesitzer, der sich früh am Morgen aufmachte, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. Er fand etliche und einigte sich mit ihnen auf den üblichen Tageslohn von einem Denar. Dann schickte er sie in seinen Weinberg. Am Abend sagte der Weinbergbesitzer zu seinem Verwalter: „Ruf die Arbeiter zusammen und zahle ihnen den Lohn aus. Und sie erhielten jeder einen Denar.“

Predigt über Mt 20,1-16

Liebe Gemeinde

Eigentlich ein Glück! Da hat man gestern noch nicht gewusst, was man heute wohl den lieben langen Tag so macht. Ob man eine Arbeit findet und wenn ja, was für eine. Denn in jener Zeit, in der diese Geschichte spielt, dürfte eine Festanstellung eher die Ausnahme als die Regel gewesen sein. Viele waren Tagelöhner. Mussten also jeden Tag neu schauen, wo sie unterkommen. Mussten jeden Tag neu schauen, wo sie Arbeit finden und damit ein Auskommen. Das war alles andere einfach. Denn meistens gab es zu viele Leute und zu wenig Arbeit. Und das drückt unweigerlich auf den Lohn. Und so konnte es passieren, dass man den ganzen Tag krampfte und schuftete. Aber man am Abend dann doch zu wenig zum Leben hatte.

Nur: Was bleibt einem Tagelöhner, was bleibt einer Tagelöhnerin anderes übrig? Deshalb ist es ja eigentlich ein Glück, dass es am heutigen Tag anders läuft. Da hat man gestern also noch nicht gewusst, was man heute macht. Und dann kommt jemand. Verspricht Arbeit und bietet eine sinnvolle Beschäftigung für einen ganzen Tag. Zugegeben: Der Lohn ist nicht gerade üppig, aber er ist wenigstens fair. Keine Selbstverständlichkeit. Damals nicht. Und in vielen Teilen der Welt bis heute nicht. Und das ist ein Skandal!

Doch zurück zu unserer Geschichte. Und zu jenen, die eigentlich Glück haben. Die Erleichterung, so stelle ich mir vor, ist bei ihnen gross. Sie sind froh, dass sie jemand ruft, holt und anstellt. Und so gehen sie motiviert in den Weinberg und geben ihr Bestes. Die Arbeit verlangt einiges von ihnen ab. Erst recht, wenn es so stechend

heiss. Aber wenigstens sieht man am denn Abend auch, was man gemacht hat. Und das gibt doch ein gutes Gefühl. Oder etwa nicht? Und so stelle ich mir vor, wie die Tagelöhnerinnen und Tagelöhner nach getaner Arbeit müde, aber zufrieden heim gehen. In wohlverdienten Feierabend. Mit der Hoffnung, es möge morgen wieder ähnlich gut laufen. Und so nähme diese Geschichte wie der Tag ein gutes Ende.

Aber Sie ahnen es vermutlich: Ganz so einfach und idyllisch ist es nicht. Das Dumme ist nämlich, dass die erwähnten Arbeiterinnen und Arbeiter nicht die einzigen sind, die aufgefordert werden, in Weinberg zu gehen, um zu arbeiten. Und genau das macht die ganze Sache kompliziert. Aber hören Sie doch gleich selbst. Diesmal hören Sie nämlich die ganze Geschichte. aus Matthäus 20, 1-16.

2. Lesung: Matthäus 20,1-16

Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsbesitzer, der sich früh am Morgen aufmachte, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. Er fand etliche und einigte sich mit ihnen auf den üblichen Tageslohn von einem Denar. Dann schickte er sie in seinen Weinberg.

Gegen neun Uhr ging er wieder auf den Marktplatz und sah dort noch andere untätig herumstehen. ›Geht auch ihr in meinem Weinberg arbeiten!‹, sagte er zu ihnen. ›Ich werde euch dafür geben, was recht ist.‹ Da gingen sie an die Arbeit. Um die Mittagszeit und dann noch einmal gegen drei Uhr ging der Mann wieder hin und stellte Arbeiter ein. Als er gegen fünf Uhr ein letztes Mal zum Marktplatz ging, fand er immer noch einige, die dort herumstanden. ›Was steht ihr hier den ganzen Tag untätig herum?‹, fragte er sie. ›Es hat uns eben niemand eingestellt‹, antworteten sie. Da sagte er zu ihnen: ›Geht auch ihr noch in meinem Weinberg arbeiten!‹

Am Abend sagte der Weinbergbesitzer zu seinem Verwalter: ›Ruf die Arbeiter zusammen und zahl ihnen den Lohn aus! Fang bei den Letzten an und hör bei den Ersten auf.‹ Die Männer, die erst gegen fünf Uhr angefangen hatten, traten vor und erhielten jeder einen Denar. Als nun die Ersten an der Reihe waren, dachten sie, sie würden mehr bekommen; aber auch sie erhielten jeder einen Denar. Da begehrten sie gegen den Gutsbesitzer auf. ›Diese hier‹, sagten sie, ›die zuletzt gekommen sind, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du gibst ihnen genauso viel wie uns. Dabei haben wir doch den ganzen Tag über schwer gearbeitet und die Hitze ertragen!‹ Da sagte der Gutsbesitzer zu einem von ihnen: ›Mein Freund, ich tue dir kein Unrecht. Hattest du dich mit mir nicht auf einen Denar geeinigt? Nimm das Deine und geh! Ich will nun einmal dem Letzten hier genauso viel geben wie dir. Darf ich

denn mit dem, was mir gehört, nicht tun, was ich will? Oder ist dein Auge neidisch, weil ich gütig bin?

Zwischenspiel

Eigentlich ein Glück, haben sie am heutigen Tag Arbeit gefunden. Eine sinnvolle Tätigkeit zu einem fairen Lohn. Aber als die Ersten sehen, was die Letzten bekommen. Als sie feststellen müssen, dass sie selbst nicht mehr bekommen, wie jene, die erst kurz vor Feierabend kamen. Während sie selbst sich den lieben langen Tag und bei grösster Hitze abmühten, da verblasst ganz schnell ihr Glück.

Die Erleichterung, die sie am Morgen noch empfunden haben, weil ihnen jemand Arbeit gibt. Diese Erleichterung ist wie weggeblasen. Stattdessen macht sich Wut und Frust breit. Sie haben einen Groll gegen diesen Weinbergbesitzer und fühlen sich von ihm ungerecht behandelt.

Aber können wir das nicht verstehen? Können wir das nicht bestens nachempfinden? Würde es uns denn tatsächlich anders gehen? Vom Himmelreich soll uns anscheinend dieses Gleichnis erzählen. Das jedenfalls suggeriert uns der Anfang. „Mit dem Himmelreich ist es wie...“ So beginnt dieses Gleichnis ja. Aber eigentlich erzählt dieses Gleichnis herzlich wenig vom Himmel, sondern zeigt vielmehr, wie es auf unserer Welt zu und hergeht.

Oder gibt es nicht immer wieder Situationen, in denen wir das Leben schlicht als ungerecht empfinden? Wo wir den Eindruck haben, die anderen werden besser entlohnt als wir? Nicht immer geht es dabei um Denare und Drachmen, um Franken und Rappen. Das Lohnkonto ist eines. Aber es gibt ja auch noch einen Haufen andere Arten von „Entlohnung“.

Denn was ist, wenn einer in der Schule die besseren Noten schreibt, obwohl er viel weniger lernt? Was ist, wenn jemand sich bester Gesundheit erfreut, obwohl er herzlich wenig dafür macht? Obendrauf noch raucht und trinkt? Was ist, wenn ich mit einem Vorschlag komme und niemand steigt darauf ein. Und kurz daraufhin macht jemand anders den genau gleichen Vorschlag und alle schreien Hurra?

Und was ist erst recht mit all den grossen Ungerechtigkeiten auf unserer Welt? Weshalb sterben die einen früh und andere werden steinalt? Weshalb müssen die einen ein Schicksalsschalg um den anderen erleiden, während andere ein Leben lang auf der Sonnenseite stehen?

Nein, mit dem Himmelreich hat dieses Gleichnis zunächst einmal herzlich wenig zu tun. Vielmehr erinnert es mich daran, dass das Leben schlicht nicht gerecht ist.

Dieser Meinung sind übrigens auch meine Kinder und das schon seit eh und je. Jedenfalls bekomme ich von ihnen regelmässig und bis heute zu hören: „Aber alle anderen dürfen auch. Alle anderen haben auch. Und die anderen können auch. Nur eben sie als einzige wieder einmal nicht. So peinlich.“

Sören Kirkegaard sagt: „Alle Not kommt vom Vergleichen.“ Denn das Vergleichen ist das Ende des Glücks und der Anfang der Unzufriedenheit. Ich merke das ja auch bei mir. Auch ich gerate immer wieder einmal in die Rolle von diesen ersten Arbeiterinnen und Arbeiter im Gleichnis. Und das häufiger als mir selbst lieb ist.

Denn eigentlich, eigentlich habe ich ja Glück. In vielem sogar grosses Glück. Aber ich nehme es viel zu selten wahr. Ich fokussiere in meinem Alltag auf anders. Auf das, was mühsam ist und schwerfällig. Betone den Krampf in der Mittagshitze. Und nehme nur wahr, was fehlt und was nicht gut ist. Kein Wunder, empfindet man das Leben manchmal auch als Last. Und wenn ich dabei auf andere stosse, denen es vermeintlich besser geht als mir. Und die anscheinend mehr Möglichkeiten und Freiheiten haben als ich: Umso schlimmer! Und ich muss zugeben: Eigentlich bin ich an diesem Punkt gar nicht viel weiter als meine Kinder.

Vielleicht aber würde die Arbeit im Weinberg gerade darin bestehen, mich auf mich zu konzentrieren. Auf meine Arbeit. Auf das, was mir im Leben aufgetragen ist. Das ist nicht immer das, was ich mir wünsche. Das ist nicht immer ein „Traumjob“. Aber was hilft mir letztlich, mich mit anderen zu vergleichen? Was hilft es? Das macht mich nur unzufriedener und blind für das eigene Glück. Macht mich blind für das, was mir trotz allem Tag für Tag geschenkt wird. Wie schnell geht dies vergessen und im Alltag unter.

Das weiss auch der Dichter des Psalms 103. Und gibt mit seiner wunderbaren Poesie und seinem zeitlosen Gebet Gegensteuer: *„Lobe den Herrn meine Seele, und alles was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“* Statt nach links und rechts zu schauen, führt der Dichter dieses Psalms Zwiesprache mit seiner Seele. Und richtet sich ganz auf Gott aus. Statt sich ständig mit anderen zu vergleichen, ruft er sich sein eigenes Glück in Erinnerung: „Vergiss nicht!“ Sagt er. „Vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“

Kurzes Zwischenspiel (Zum Choral RGB 59)

„Lobe den Herrn meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Dankbarkeit also statt Neid. In vielen Situationen kann das ein Hilfe sein. Eine Ressource, wie man heute so schön sagt. Und eine Erleichterung für das eigene Leben.

Aber ist das tatsächlich auch schon die Moral dieser Geschichte? Ist dies wirklich die Pointe dieses Gleichnisses? Und ist es das, was der Weinbergbesitzer von seinen Arbeiterinnen und Arbeiter erwartet? Dankbarkeit um jeden Preis? Womöglich sogar unterwürfige Dankbarkeit?

Wenn dem so wäre, würde mich dieser Weinbergbesitzer schon fast an das Gebaren des Vizepräsidenten der USA, an James David Vance erinnern. Sie haben sicher mitbekommen: Er hat Wolodymyr Selenskyj vor laufender Kamera zu mehr Dankbarkeit gegenüber den USA aufgefordert und das auf eine äusserst herablassende Art und Weise.

Macht es der Weinbergbesitzer in diesem Gleichnis nicht ähnlich? Fast könnte man es meinen. Aber Halt! Es gibt dann schon auch noch Unterschiede. Denn der Weinbergbesitzer klemmt seinem Gegenüber nicht einfach das Wort ab. Oder stellt ihn bloss. Sondern hört ihm zu. Geht auf ihn ein. Nimmt ihn ernst. Ja, bezeichnet ihn sogar als Freund. Und er versucht ihm, seine Position zu erklären.

Und diese Erklärung zeigt: Dem Weinbergbesitzer geht es letztlich um etwas anderes als um Dankbarkeit. Weil der Weinbergbesitzer sehr wohl weiss, dass Dankbarkeit nichts ist, das man fordern und befehlen könnte. Jedenfalls dann nicht, wenn diese Dankbarkeit echt sein soll. Echte Dankbarkeit wird einem nicht von aussen aufgedrückt. Die wächst im Innern.

Der Weinbergbesitzer aber stellt keine Forderung. Er stellt vielmehr eine Frage: „Ist dein Auge neidisch, weil ich gütig bin?“ Diese Frage ist brisant. Umso mehr als dieser Weinbergbesitzer im Gleichnis meistens mit Gott gleichgesetzt wird. „Ist dein Auge neidisch, weil ich gütig bin?“ Diese Frage ist deshalb auch brisant, weil sie deutlich macht, dass Güte und Gnade keine harmlosen Floskeln sind. Sondern sie das Potential haben, unsere Gerechtigkeitsempfinden, unsere Normen und unsere Moral komplett auf den Kopf zu stellen.

Und das ist ja genau das, was uns an diesem Gleichnis so fest stört und irritiert. Es widerspricht komplett unserem Gerechtigkeitsempfinden. Es geht uns so sehr gegen den Strich, dass die Versuchung gross ist, diesem Gleichnis seinen Stachel zu ziehen. Mit Erklärungen, Begründungen, Verharmlosungen und Umdeutungen. Dabei ist genau dieser Stachel entscheidend! Er ist die eigentliche Pointe!

Aber gut: Machen wir einmal dieses Gedankenexperiment. Und ziehen diesem Gleichnis seinen Stachel. Machen wir einmal dieses Gedankenexperiment und glätten alle Irritationen und streichen alles, was uns am diesem Gleichnis stört. So, dass dieser Weinbergbesitzer einzig und allein unsere Erwartungen erfüllt. Und zwar restlos. Dann wären wir doch zufrieden, endlich zufrieden oder nicht!?

Nur: Was würde von diesem Gleichnis noch übrigbleiben? Was gäbe es da noch zu erzählen? Null und nichts! Weil dann der Weinbergbesitzer komplett in unserer eigenen Welt gefangen wäre. Er verkäme so zu einem simplen und kleinkarierten Buchhalter, der fein säuberlich alles aufrechnet und verrechnet.

Und statt mit einem Gleichnis, hätten wir es da mit einer banalen Gleichung zu tun. Mit einer banalen Gleichung ohne Unbekannte. Ohne Geheimnis und ohne Rätsel. Aber auch ohne Güte und ohne Gnade. Wert hätte dann nur noch das, was sich verrechnen und berechnen lässt. Ein Leben aber, in dem alles berechenbar wäre, hätte mit dem Himmel tatsächlich nichts mehr zu tun. Das wäre die reinste Hölle.

Das biblische Gleichnis aber erzählt vom Himmel. Mit einer Geschichte, die das Übliche, das Erwartbare und das Gewohnte stört. Erst durch diese Störung entsteht Raum. Raum für anderes. Für Unerwartetes. Raum für Überraschendes und für Hoffnungsvolles.

Erst durch diese Störung entsteht Raum für Gott und seine Liebe. Harmlos ist sie nicht, diese Liebe. Sie vermag unser Leben komplett auf den Kopf zu stellen. Und sie fordert uns immer wieder heraus. Aber erst recht, macht sie uns Mut, auf mehr zu hoffen als auf ein oder zwei Denare am Ende des Tages.

Amen.